

Ronald Lutz

„Erschöpfe Jugendliche“ in Zeiten der Pandemie

Zum Potential einer verstehenden und befreienden Sozialen Arbeit.

Zur Einstimmung

Die „Radikalisierung der Ungleichheit“ durch die sozialen Folgen der Pandemie zeigt Menschen, deren „Leid“ sich in der Pandemie deutlicher als bisher offenbart, sich sogar noch verschärft. Die vielfach bemühte Metapher des „Brennhauses“ macht vieles klarer, was bisher eher verborgen war oder am Rande blieb. Insbesondere muss in dieser aktuellen die Situation von Kindern und Jugendlichen betrachtet werden, die gleichfalls von Folgen der Pandemie und den Lockdowns stark betroffen und in ihren Entwicklungschance beeinträchtigt werden, insbesondere wenn sie und ihre Familien ohnehin bereits sozial benachteiligt sind.

In dieser Diskussion docke ich an den in früheren Publikationen entfalteten Begriff der „erschöpften Jugendlichen“ an (Lutz 2015; Lutz 2020a). Diesen Zugang halte ich als besonders geeignet, um die aktuelle soziale Situation von Kindern und Jugendlichen zu analysieren und Folgerungen für die Praxis zu ziehen, die gerade jetzt eine verstehende und „befreiende“ sein sollte (Lutz 2020b). Um die Spezifik dieser verstehenden Pädagogik zu explizieren, wird ein Blick auf „Schwachstellen“ der Sozialen Arbeit geworfen, die sich gleichfalls in der Pandemie wie im Brennglas zeigen. Erst aus deren Betrachtung heraus erschließt sich die Bedeutsamkeit einer verstehenden Praxis, die an Paulo Freire angelehnt ist (Lutz 2020c).

Radikalisierung der Ungleichheit

Die Pandemie ist noch lange nicht vorbei und wird in ihren Folgen, insbesondere den sozialen und kulturellen, unser Leben weiterhin beeinflussen. Es zeigt sich darin eine Radikalisierung von Ungleichheit, insbesondere, da wir diese stärker und anders wahrnehmen als zuvor. Bestehende Trends sozialer Ungleichheit, sozialer Probleme und sozialer Verwerfungen werden offensichtlicher und zugleich verstärkt und verfestigt. Neben dem „Brennglas“ ist die Pandemie in ihren sozialen Folgen auch ein „Vergrößerungsglas“, da sie Trends der Ungleichheit verschärft. Darauf deuten alle bisher vorliegende Studien und Analysen hin. Die sozialen Kosten einer ohnehin bereits ungleichen und ungerechten Gesellschaft (Butterwege 2019) vergrößern sich in der Pandemie. Die Gewinner und Verlierer werden deutlicher. Die Schere zwischen arm und reich weitet sich. Alte Fragen zeigen sich im neuen Licht, seitherige und oft diskutierte „Bruchstellen“ werden sichtbarer. Diese aktuelle Situation soll an einigen „sozialen Kosten der Pandemie“ kurz erörtert werden.

Schon sehr früh wurde in vielfältigen Beiträgen¹, die sich mit den sozialen Komponenten der Pandemie, die durch die Kontaktbeschränkungen und anderen Maßnahmen entstanden, immer wieder hervorgehoben, dass vor allem sozial Benachteiligte sowie Angehörige von Minderheiten nicht nur von schwereren Verläufe stärker betroffen sind als andere, sondern auch sich auch eher identifizieren können.

¹ Sie sollen hier keine Erwähnung finden

So zeigte u.a. eine Studie des „Institutes für Medizinische Soziologie der Uniklinik Düsseldorf“ schon im Juni 2020, dass Bezieher von ALG II ein um 84% erhöhtes Risiko für einen durch Covid-19 hervorgerufenen Krankenhausaufenthalt hatten (Dragano et al 2020a). Eine der Ursachen sahen die Autor*innen darin, dass Menschen, die länger arbeitslos und arm sind, offenkundig häufiger schwere Vorerkrankungen aufweisen, die auch aus ihrer sozialen Benachteiligung resultieren.

Diese besondere Betroffenheit wird zusätzlich durch Segregationsprozesse verschärft. Gerade ärmere Menschen sind gezwungen dichter und enger zusammen zu leben, in engeren Wohnungen, in großen „Mietskasernen“. Somit können sie die nötigen Abstandsregeln eigentlich nicht immer einhalten und infizieren sich mit höherer Wahrscheinlichkeit als andere. Mittelschichten hingegen verfügen eher über größere Wohnungen bzw. Einfamilienhäuser, evtl. mit Terrasse oder Garten, in Gebieten, die eher Abstandsregeln ermöglichen. Offenkundig, so formulierte das Kompetenznetzwerk Public Health, müssen wir davon ausgehen, dass sozioökonomisch Benachteiligte auf Grund ihrer sozialen Lagen weitaus häufiger mit dem Virus in Kontakt kommen, schwerer erkranken und auch keinen angemessenen Infektionsschutz umsetzen können (Dragano et al 2020b).

Inzwischen gibt es viele Hinweise, dass insbesondere Menschen in prekärer Beschäftigung und denen Home Office weniger oder gar nicht möglich ist, stärker dem Virus ausgesetzt sind als Angehörige der Mittelschichten². Je höher die soziale Position desto eher bestehen Möglichkeiten zu Hause zu arbeiten. Hotspots entstanden und entstehen vor allem auch dort, wo viele Menschen unter eher schwierigen bzw. prekären Bedingungen nicht nur leben, sondern auch arbeiten müssen. Ausbrüche des Sommers 2020 in Fleischfabriken, im Februar 2021 in einer Eisfabrik und einer Baustelle des Porscherwerkes in Leipzig belegen, neben vielen anderen, das besondere Risiko spezieller Bevölkerungs- und Beschäftigungsgruppen. Doch es lassen sich auch Gefahren in anderen Bereichen identifizieren: Viele haben Jobs, in denen sie ständig anderen begegnen, wie Kassiererinnen, Pflegekräfte oder auch Putzkräfte.

Das Virus trifft eben nicht nur jene besonders hart, deren Immunsystem durch Vorerkrankungen, die sich gleichfalls aus der sozialen Lage ergeben können, geschwächt ist³. Es sind zudem soziale Risikogruppen zu identifizieren, die sich nicht nur eher infizieren können, sondern die zudem von den sozialen und ökonomischen Folgen der Pandemie besonders betroffen sind⁴.

Zu diesen „sozialen Risikogruppen“ zählen auch Alleinerziehende, die als besonders armutsgefährdet gelten. Die Schließung von Kitas, Schulen und die Kontaktbeschränkungen, die eine Kinderbetreuung durch andere wie Großeltern erschwerte, stellt sie neben ihrer oftmals prekären Einkommenssituation, die sich bei Vielen in der Krise verschärft, vor große Herausforderungen. Oftmals konnten und können sie nicht an der angebotenen Notbetreuung teilhaben, da sie nicht in systemrelevanten Bereichen wie der Pflege arbeiteten. Viele äußerten schon früh, so

² Siehe hierzu die vielen Beiträge in: Kortmann/ Schulze 2020

³ Siehe hierzu die vielen Beiträge in: Volkmer/Werner 2020

⁴ Es gehört zum Wissen der Gesundheitssoziologie, aber auch zu den Thesen der Armutsforschung, dass Krisen jene stärker treffen, die am schwächsten bzw. am vulnerabelsten sind.

der Bundesverband des VAMV, nicht nur Angst vor einer Ansteckung, sondern auch Existenzängste⁵. Manche fühlten sich „im Stich“ gelassen⁶.

Auch Drogenabhängige und Wohnungslose, unter denen es auch viele junge Menschen gibt und die ebenfalls als „soziale Risikogruppen“ gelten, trifft die Krise besonders hart. Für sie fiel im ersten Lockdown zeitweise das nötige Einkommen weg, da ihre Möglichkeiten des Gelderwerbs wie Straßenmusik, Verkauf von Straßenzeitungen, Betteln oder Flaschensammeln zeitweise fast völlig wegbrachen und erst langsam wieder umfangreicher werden, Aber auch der zweite Lockdown bereitet ihnen weiterhin massive Probleme. Gerade für Menschen, die auf der Straße bzw. auch in Unterkünften leben bedeuteten die Maßnahmen „sozialer Distanzierung“ einen „Luxus“, den sie sich nicht leisten konnten. Wohin sollten sie gehen, wenn es heißt zuhause zu bleiben?

Stefan Kunz, Geschäftsführer der katholische BAG Wohnungslosenhilfe, beschrieb diese Situation im September 2020 eindringlich⁷: „Wenn ich auf der Straße wohne oder eine Notunterkunft meine einzige Bleibe ist, kann ich mich nicht zu Hause einquartieren oder auch nur soziale Distanzierung praktizieren. Als wohnungslose Person bin ich darauf angewiesen, dass es Orte gibt, wo ich mich aufhalten kann, meine Sachen waschen kann, eine Mahlzeit erhalte oder eine Übernachtungsmöglichkeit habe. Einfache Dinge, die zu einem einigermaßen würdigen Leben gehören – auf Toilette gehen, zum Beispiel – können nicht mehr stattfinden, wenn Cafés oder fast Food Restaurants geschlossen sind. Wenn auch die caritativen Einrichtungen ausfallen (...) sind wohnungslose Menschen völlig auf sich gestellt.“

Auch ist zu bedenken, dass viele Einrichtungen der Sozialen Arbeit kaum noch oder lediglich eingeschränkte Angebote machen. Sie befanden und befinden sich, teilweise noch immer, im Notbetrieb. Viele Menschen standen oder stehen plötzlich allein mit ihren Problemen. Zwar suchte und sucht die Sozialarbeit nach Wegen diesen Menschen dennoch zu helfen. Dabei war und ist sie mitunter sehr erfinderisch, wie Konzepte der Nachbarschafts-Challenge, des Beratungsspaziergangs, der Fenstergespräche oder der Teleberatung offenbaren. Dennoch dürfte dies ein Bruch in der Betreuung gewesen sein, über dessen Folgen sich aktuell kaum etwas sagen lässt.

Die Schließung der „Tafeln“, die im ersten Lockdown erfolgte, da die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen Angst vor Infektionen hatten oder wegen der Ausgangsbeschränkungen nicht mehr kommen konnten oder auch Lebensmittellieferungen wegbrachen, bedeutete für viele Ärmere zudem eine besondere Belastung. Ihnen fehlte plötzlich eine wichtige Quelle ihrer täglichen Mahlzeiten.

Auch auf dem Jobmarkt trifft die Pandemie die Schwächeren in der Gesellschaft härter: Wer eine geringere Qualifikation verfügt, hat ein größeres Risiko, seinen Job zu verlieren, wie es der neue Datenreport 2021 heraus gearbeitet hat⁸. Die

⁵ <https://www.vamv.de/faqs-zur-corona-pandemie-1>; Zugriff am 16.9.2020

⁶ <https://www.n-tv.de/panorama/Alleinerziehende-fuehlt-sich-im-Stich-gelassen-article21735315.html>, Zugriff am 16.9.2020

⁷ <https://www.caritas.de/magazin/schwerpunkt/corona/wohnungslose-menschen-koennen-sich-den-!>; Zugriff am 16.9.2020

⁸ Siehe: Bundeszentrale für politische Bildung; Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.) (2021): Berlin; auch:

Folgen der Pandemie, die vielfältigen Beschränkungen und die ökonomischen Folgen des Lockdowns, treffen Menschen in prekären Lebens- und Beschäftigungsverhältnissen besonders hart. Dazu zählen Minijobber, Multijobber, Leiharbeiter, Teilzeitkräfte, Geringverdiener; aber auch Menschen, die Angehörige pflegen oder Alleinerziehende.

Kurzarbeit, die als Lösung für die Krise massiv eingesetzt wurde, war für Menschen in prekärer Beschäftigung, so für Putzkräfte oder Haushaltshilfen, keine wirkliche Alternative. Viele haben oftmals schlecht entlohnte Jobs, die in der Krise wegzubrechen drohen. Dies traf und trifft vor allem Soloselbständige, deren Einkommen an einen Auftrag gebunden ist.

Die Krise hat erkennbare Auswirkungen auf die Einkommen. So wies die Hans Böckler Stiftung bereits im Pressedient vom 10.07.2020 darauf hin, dass ein Viertel der Erwerbstätigen Einkommenseinbußen erlitt⁹. Das Statistische Bundesamt legte am 18.09.2020 Zahlen vor, nach denen die Löhne in Deutschland wegen Kurzarbeit, Verkürzung von Arbeitszeiten und der Pandemie bedingten Rezession im Rekordtempo geschrumpft sind: Die Bruttomonatsverdienste einschließlich Sonderzahlungen waren demnach im zweiten Quartal nach Abzug der Inflation um real 4,7 Prozent gesunken¹⁰. Dies ist die historisch stärkste Abnahme der Nominal- und auch der Reallöhne im Vorjahresvergleich seit Beginn der Zeitreihe 2007, sie fällt sogar stärker aus als in der Finanzkrise 2008/2009.

Das Bundesarbeitsministerium wird demnächst den neuen 6. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung vorstellen. Der Entwurf, der einigen Zeitungen bereits vorliegt, zeigt, dass die Corona-Pandemie vor allem die unteren Einkommensschichten betrifft und Armut vergrößert¹¹. Von wachsenden Einkommen profitieren vor allem diejenigen, die schon jetzt eher gut oder besser verdienen. Die mit der Pandemie verbundenen Einkommensrisiken sind offensichtlich in den unteren Einkommensbereichen größer, auch weil bei ihnen weniger Rücklagen oder andere finanzielle Spielräume bestehen. Dazu passt, dass vor allem die oberen Einkommensgruppen ihre Einkommen und ihre Vermögen in der Pandemie steigern konnten; so erhöhte sich in Deutschland das Vermögen pro Erwachsenen im ersten Halbjahr um 1,8 Prozent, im Gesamtjahr 2020 könnte es sogar um 3,9 Prozent zulegen¹².

Die Pandemie und ihre Folgen belasten insgesamt die Menschen ökonomisch, sozial und emotional stark. Aus einer Pressemitteilung der Hans Böckler Stiftung vom 3.3.2021 lässt sich entnehmen¹³, dass ca. 40% der Erwerbspersonen sich im zweiten Lockdown besonders belastet fühlen. Leben in den Haushalten Kinder, dann sind

https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2021.pdf;jsessionid=11ABB95B40EBC2E955B8F47B1B062E3F.internet722?__blob=publicationFile, Zugriff am 11.3.2021

⁹ https://www.boeckler.de/pdf/pm_wsi_2020_07_10.pdf; Zugriff am 16.9.202

¹⁰ <https://de.statista.com/infografik/22956/monatsverdienste-in-deutschland-nach-branchen/>; Zugriff am 23.9.2020

¹¹ <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/corona-deutschland-armut-und-reichtumsbericht-1.5225103?print=true>; 5.3.2021

¹² <https://www.tagesschau.de/wirtschaft/boerse/vermoegende-reicher-trotz-corona-101.html>; Zugriff am 11.3.2021; Auch: <https://www.dgb.de/themen/++co++1672f9ca-5c8c-11eb-af7c-001a4a160123>; Zugriff am 11.3.2021

¹³ https://www.boeckler.de/pdf/pm_wsi_2021_03_03.pdf; Zugriff am 10.3.2021

dies sogar 49%. Alleinerziehende und insbesondere Familien mit einem niedrigeren Einkommen empfinden sogar zu rund 60 % ihre Gesamtsituation als stark oder äußerst belastend. Die Situation wird zwar als ähnlich wie im ersten Lockdown vom April 2020 empfunden, dennoch hat sich in den Wintermonaten des zweiten Lockdowns vor allem die Einschätzung der eigenen familiären Situation mit den geschlossenen Kitas, Schulen und Freizeiteinrichtungen verschlechtert.

Die Auswirkungen der Corona-Pandemie haben die soziale Ungleichheit nach Übereinkunft vieler Expert*innen in Deutschland verschärft. Das belegt inzwischen auch das Statistische Bundesamt mit seinem Anfang März 2021 vorgelegten „Datenreport 2021“¹⁴. Deutlich wird in dieser Analyse, dass sich die Armutsgefährdung durch die Pandemie verfestigt und ausweitet. Es wird sogar befürchtet, dass ohnehin benachteiligte Gruppen noch weiter zurückfallen und stärker abgehängt und in der Folge ausgegrenzt werden. Zwar hatten und haben auch Gutverdienende mitunter Einkommenseinbußen, doch die finanziellen Sorgen der Niedriglöhner, prekär Beschäftigten und Geringverdiener waren und sind unvergleichlich größer. So berichtet fast jeder Fünfte für die Zeit von Ende März bis Juli von finanziellen Schwierigkeiten, bspw. konnten Kredite und Mieten nicht immer bezahlt werden. Diese Situation hält auch aktuell an und verschärft sich weiterhin.

Zugleich zeigt der Datenreport aber auch: Wer in Deutschland einmal unter die Armutsgrenze rutscht, bleibt immer öfter länger arm. Der Anteil dauerhaft von Armut bedrohter Bürger an allen in prekären sozialen Verhältnissen lebenden Menschen liegt aktuell bei 44 %; das ist mehr als doppelt so hoch wie noch 1998. Diese Zahlen zu sich verfestigenden Armutsrisiken sind für sich schon problematisch, sie werden aber in und durch die Pandemie noch dramatischer werden. Die Gesellschaft wird "ungleicher" und „zerrissener“, die Schere zwischen arm und reich weitet sich. Offenkundig ist die Pandemie nicht der "große Gleichmacher", wie manche es noch zu Beginn erhofften¹⁵, sie wirkt eher wie ein Brennglas, da alles deutlicher wird, und sie ist zugleich auch ein "starkes Vergrößerungsglas", da sie Ungleichheit und soziale Probleme verschärft.

Der Datenreport verdeutlicht nun aber auch, dass die materiellen Voraussetzungen für die Bildungschancen und -gleichheit von bereits benachteiligten Kinder und Jugendliche gleichfalls massiv beeinflusst und eingeschränkt werden. Der Zugang zu den im Lockdown essenziellen digitalen Unterrichtsformaten, wie Zugang zum Netz, Computer oder Tablets, ist bei Familien mit höherem Einkommen umfänglicher vorhanden, während in Familien mit niedrigen Einkommen nicht jedes Kind einen Computer hat oder überhaupt kein Endgerät vorhanden ist.

Vor diesem Hintergrund einer „Radikalisierung der Ungleichheit“ muss die Belastung der Menschen durch die Pandemie als umfassend und tiefgehend gesehen werden. Wenn bereits Angehörige der Mittelschichten und besser Verdienende die Lage als schwierig, als erschöpfend und belastend empfinden, wie viel dramatischer muss dies bei jenen sein, die schon länger als soziale Risikogruppen von ihrer sozialen Lage besonders betroffen sind. Die bereits erkennbaren sozialen Folgen sollen kurz und zusammenfassend aufgelistet werden:

¹⁴ Bundeszentrale für politische Bildung; Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.) (2021): Berlin, Auch: https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2021.pdf;jsessionid=11ABB95B40EBC2E955B8F47B1B062E3F.internet722?_blob=publicationFile, Zugriff am 11.3.2020

¹⁵ Siehe hierzu Beiträge: Volkmer/Werner 2020

- Die sozialen Lagen vieler Menschen werden angespannter, auch werden die Armutsrisikoquoten steigen; insbesondere trifft dies diejenigen, die sich in prekären Jobs befinden (oder befanden und inzwischen bereits arbeitslos sind). Besonders betroffen werden die Alleinerziehenden sein.
- Das sinnvolle Instrument der Kurzarbeit kann, wenn Menschen über einen längeren Zeitraum vom den reduzierten Einkommen leben müssen, zu finanziellen Problemen und somit auch zu einer wachsenden Verschuldung führen.
- Menschen „verarmen“, die sich das nie hätten vorstellen können. Die Ängste vor Jobverlust bleiben und wachsen, viele machen sich Sorgen um ihre ökonomische Lagen. Da auch studentische Jobs wegbrechen, könnte hier eine neue Armutsrisikogruppe entstehen.
- Es gibt vermehrt Hinweise auf Beziehungsprobleme, Scheidungs- und Trennungsraten steigen.
- Manche sprechen sogar von einer Re-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse, da in der Pandemie die Frauen eine höhere Last, insbesondere durch die Kinderbetreuung tragen, und somit die fragile Balance zwischen Beruf und Familie noch größer wird (Krohn 2020). Auch hier müssen die Alleinerziehenden als besonders betroffen betrachtet werden.
- Ärzte und Beratungsstellen berichten von einer Zunahme an psychischen Problemen, von Depressionen, Perspektivlosigkeit und Ängsten, insbesondere Zukunftsängste¹⁶. Es wird von einer wachsenden Aggressivität berichtet, aber auch einer Zunahme an häuslicher Gewalt¹⁷.
- Unter Eltern, und nicht nur sozial benachteiligten Familien, lässt sich vermehrt eine Erschöpfung feststellen, die sich in einer starken Überforderung zeigt.

Wenn wir in großen Bevölkerungsgruppen schon eine gewisse Zunahme an Erschöpfung beobachten, um wie viel stärker trifft dies dann die Armen, Benachteiligten und sozialen Risikogruppen? Die hier aufgelistete Radikalisierung der Ungleichheit vermittelt nur einen ersten Einblick. Da wir noch lange nicht „am Ende“ der Pandemie sind, kann sich die Lage vieler Menschen noch drastisch verschärfen. Deutlich wird aber schon jetzt, dass vor allem auch Kinder und Jugendliche, insbesondere aus benachteiligten Familien, stärker belastet sind und die ohnehin bestehende Bildungsbenachteiligung sich noch weiter verschärft.

Kinder und Jugendliche

Wir müssen eine besondere Betroffenheit von Kindern und Jugendlichen identifizieren. Die Zunahme psychischer Probleme betrifft auch zunehmend Kinder, die an der Trennung von Freundinnen und Freunden leiden, die im Home Schooling Schwierigkeiten haben, denen online-Kontakte nicht genügen, wenn sie denn überhaupt

¹⁶ <https://www.neurologen-und-psiater-im-netz.org/psychiatrie-psychosomatik-psychotherapie/news-archiv/meldungen/article/experten-zunahme-von-depressionen-und-angststoerungen-durch-corona/>; Zugriff am 11.3.2021

<https://www.mdr.de/nachrichten/panorama/zunahme-depression-psychische-krankheiten-corona-100.html>; Zugriff am 11.3.2021

¹⁷ <https://www.pnn.de/brandenburg/brandenburger-kriminalitaetsstatistik-2020-pandemie-fuehrt-zu-zunahme-haeuslicher-gewalt/26985554.html>; Zugriff am 11.3.2021

einen Zugang haben, denen Sport, Bewegung und das gemeinsame „Abhängen“ einfach fehlen¹⁸.

Kinder und Jugendliche werden offensichtlich von der Politik nicht explizit in den Blick genommen werden, außer Kita- und Schulschließungen sowie Home Schooling, also der Überlassung der Kinder in die mitunter fragile familiäre Obhut, sind keine Maßnahmen erkennbar, und dies bei einer schlechten digitalen Infrastruktur und bei nicht überall vorhandenen Zugängen zum Netz bzw. notwendiger Endgeräte, um an online-Veranstaltungen teilzunehmen.

Auch werden Kinder und Jugendliche kaum nach ihren Positionen und Meinungen zur Situation gefragt oder gar in Entscheidungen eingebunden. Da ist die Frage berechtigt, ob Kinder und Jugendliche vielleicht nicht die größten Leidtragenden und Opfer der Pandemie und ihre Folgen sind. Die JuCo I und JuCo II Studien zeigen, dass Kinder Jugendliche von Maßnahmen der Corona-Pandemie besonders betroffen sind, sich sorgen und sich auch nicht wahrgenommen fühlen¹⁹. Die differenzierten Ergebnisse sollen hier mit ein paar zentralen Aussagen referiert werden:

- Sie sorgen sich um die Zukunft.
- Sie äußern Einsamkeit und massive Freizeitprobleme.
- Sie sehen sich in ihrer Heterogenität nicht wahrgenommen.
- Ihre Wege mit der Krise umzugehen und ihre Sorgen werden nicht verstanden.
- Sie sollen sich anpassen an Regeln, die sie zum Teil nicht verstehen und nicht mitgestalten konnten.
- Sie sehen sich immer wieder in eine Art „Verteidigungshaltung“ gedrängt, wenn sie einfach nur ein wenig mehr mit ihren Freunden unternehmen möchten.
- Sie fühlen sich vor allem aber bei Entscheidungen nicht ausreichend berücksichtigt und haben das Gefühl, sie werden als eigenständige Subjekte nicht wahrgenommen.

Wenn es Jugendlichen schon generell so geht, dass sie sich sorgen, nicht als Subjekte und Mitglieder der Gemeinschaft wahrgenommen und akzeptiert sehen, ist konsequent zu fragen: wie geht es dann benachteiligten und erschöpften Jugendlichen, die zusätzlich noch das Gefühl haben, und dies schon länger, auf der Schattenseite der Gesellschaft zu stehen und dafür auch noch verurteilt zu werden, da ihnen vielleicht ein individuelles Fehlverhalten unterstellt wird, das aber ursächlich mit ihren sozialen Lagen, Armut, Benachteiligung und Ausgrenzung, zusammen hängt.

Zeigt sich in der Pandemie noch stärker, wie in dem schon zitierten Brennglas, dass diese Gesellschaft und wohl auch Teile der Kinder- und Jugendhilfe, Probleme mit der Wahrnehmung von Kindern und Jugendlichen hat, insbesondere mit jenen, die

¹⁸ <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/114603/Psychische-Gesundheit-von-Kindern-waehrend-Coronapandemie-verschlechtert>; Zugriff am 11.3.2021

<https://www.br.de/nachrichten/bayern/kinder-und-corona-einsamkeit-und-essstoerungen-nehmen-zu,SJRbDDp>; Zugriff am 11.3.2021

¹⁹ <https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/1078>; <https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/1166> und <https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/1081>
Zugriffe im März 2021

im Abseits stehen? Geht sie mit falschen Vorstellungen an diese heran, scheitert dann und lässt diese Menschen dann noch mehr allein und enttäuscht zurück?

Eine Studie der Bertelsmann-Stiftung, die schon im Juli 2020 vorgelegt wurde, kommt zu dem Schluss, dass die Krise benachteiligte und arme Eltern, Kinder und Jugendlicher besonders trifft²⁰:

- Die Familien erfahren nicht nur Einkommenseinbußen, sondern die Kinder und Jugendlichen sind von erkennbaren Beeinträchtigungen in ihren Bildungschancen betroffen.
- Beim Homeschooling sind diese besonders benachteiligt, da ärmere Familien seltener über die erforderliche technische Ausstattung verfügen, es gibt vielfach Probleme mit dem Internetzugang, und in den eher beengten Wohnverhältnissen sind kaum Rückzugsmöglichkeiten vorhanden. Viele Kinder haben zudem nicht immer eigenes Zimmer, was aber für Home Schooling vorteilhaft wäre.
- Die erforderliche Beaufsichtigung durch die Eltern kann in benachteiligten und erschöpften Familien nicht immer gewährleistet werden, zumindest nicht so wie in vielen akademischen Familien; das verstärkt die Bildungsbenachteiligung.
- Auch haben viele Familien Probleme mit der Sprache und der Lesekompetenz, die aber von der Schule erwartet wird. Das Zitat eines Kindes kann dies illustrieren: „Meine Mutter geht mit mir immer zur Schule und holt die Arbeitsaufgaben, die dann unverständlich sind...“
- Die von Fachkräften immer wieder eingeforderte Kompensation durch Kitas und Schulen fehlt völlig, somit aber auch das wichtige Feedback durch Erzieher*innen und Lehrer*innen. Die wichtigen sozialen Kontakte zur Kompensation und zur Stärkung von Resilienz durch Resonanz fehlen.

Die Studie kommt zum Schluss: Die sozialen Folgen der Pandemie verschärfen die bereits prekäre Situation armer Familien und insbesondere der Kinder und Jugendlichen. Ohnehin bestehende soziale Unterschiede im Bildungszugang und im Bildungserfolg werden noch größer und weiterhin verfestigt.

Über diese Studie der Bertelsmann-Stiftung hinaus lässt sich feststellen: Zweifelsohne haben die Lockdowns und die damit verbundenen Kita- und Schulschließungen eine bis heute nicht konkret einschätzbare Auswirkung auf die Bildungssituation von Kindern. Die Folgen bei Kindern, insbesondere auch aus sozial benachteiligten Familien, sind noch nicht wirklich absehbar, obwohl sie schon jetzt im Ansatz erkennbar sind. Die Bildungsbenachteiligungen werden zunehmen und sich verschärfen. Das Wegbrechen außerhäuslicher Unterstützung verschärft die Lagen von ärmeren Kindern zusätzlich. Manche befürchten sogar eine Zunahme an funktionellen Analphabeten sowie eine Zunahme an Drop Outs und „verlorenen Jugendlichen“.

Diese Benachteiligung hat ihre Ursache auch in den Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie, deren wichtigstes Ziel offenkundig ist, die Ökonomie weiter laufen zu lassen. Es ist darin kein wirklicher Fokus auf Kinder, ärmere Menschen und Familien erkennbar. Arme werden sogar ignoriert, sie stehen zumindest nicht im Fokus der politischen Maßnahmen. So gibt es kaum ernsthafte Maßnahmen, um auf Armut und Ungleichheit zu reagieren. Systematisch ist kaum eine Kinder- und Jugendpolitik zu

²⁰ <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/themen/aktuelle-meldungen/2020/juli/kinderarmut-eine-unbearbeitete-grossbaustelle>; Zugriff am 16.9.2020

erkennen, die den Herausforderungen des Jugend- und jungen Erwachsenenalters – insbesondere denen in Zeiten der Pandemie – begegnet. Eigentlich spielen Kinderrechte und Kinderschutz keine besondere Rolle. Die Schulschließungen können deshalb auch als ein Versagen der Bildungspolitik gesehen werden.

Arme Kinder und benachteiligte Jugendliche sind insgesamt viel stärker betroffen und werden durch die sozialen Folgen der Pandemie vulnerabler und erschöpfter. Das muss Konsequenzen für den Zugang zu ihnen und vor allem auch für die konkrete Praxis haben. Dabei geht es um Konsequenzen über die schon länger diskutiert wird, die nun aber drängender werden (Lutz 2015a; Hammer/Lutz 2015). Um sich diesen Überlegungen, die eine Herausforderungen der Sozialen Arbeit darstellen, erneut zu nähern, soll zunächst noch einmal die grundlegende These der Verwundbarkeit rezipiert werden, um anschließend das Konzept „erschöpfte Jugendliche“ kurz zu reflektieren.

Verwundbarkeit und Erschöpfung

Die kurz skizzierten Folgen der Pandemie offenbaren Risiken, die zwar alle treffen können, aber in ihren Auswirkungen unterschiedlich verteilt sind. Das „erinnert“ nicht nur an die Thesen der „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck (Beck 1986; 2004; 2017), es offenbart auch aus der Klimawandelforschung bekannte Phänomene, dass die Folgen die Ärmern und Marginalisierten härter und unmittelbarer treffen. Dies wurde mit der These der „*Vulnerabilität*“ erörtert, die inzwischen als „*soziale Verwundbarkeit*“ auch für die Armutforschung rezipiert wurde (Lutz 2014; Butterwegge 2019; Lutz 2020a).

Der Begriff der sozialen Verwundbarkeit beschreibt strukturelle Komponenten der Sozialstruktur mit dem sich das Terrain sozialer Gefährdungen in seiner Unterschiedlichkeit abstecken lässt. Gemeint ist ein Komplex von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ungleichverteilungen und Ungleichheiten in den Lebenslagen, die in ihrer Konsequenz als unterschiedliche Gefährdungen und Bedrohungen auf den jeweiligen Menschen lasten. Aus dieser sozioökonomischen Ungleichverteilung von Gütern und Möglichkeiten entsteht in den alltäglichen Konsequenzen ein Kontinuum der Ungleichverteilung sozialer Folgen von Risiken. Dies resultiert daraus, dass Menschen in prekären Lebenslagen auf Grund eingeschränkter bzw. nicht verfügbarer Ressourcen, Möglichkeiten, Chancen und Gütern eine höhere Gefährdung und Bedrohung erfahren, ausgegrenzt, arm oder krank zu werden. Faktoren einer höheren Verwundbarkeit sind u.a.: Niedriglöhne, Arbeitslosigkeit, Bildungsstatus, chronische Erkrankungen, fehlende soziale Unterstützung, Dauerhaftigkeit der Erfahrung von Ausgrenzung, Verfestigung von Perspektivlosigkeit, familiäre Konflikte, unzureichende Wohnungen aber auch Migration.

Mit diesem Konzept kommen Prozesse und Verhältnisse in den Blick, die auf Grund der ungleichen Verteilung von Gütern für Menschen aus eher prekären Lebenslagen eine höhere Betroffenheit bzw. Gefährdung hinsichtlich sozialer Probleme, Ausgrenzung und Armut bedeuten. Die Beschreibung der sozialen Folgen der Pandemie zeigt in aller Deutlichkeit, dass deren soziale Folgen ungleich verteilt sind und dies signifikant mit der Ungleichverteilung von Ressourcen in der Sozialstruktur zusammenhängt. Verwundbarere Menschen haben nicht nur ein höheres Risiko sich mit dem Virus zu infizieren, sie erleben auch gehäuft schwerere Verläufe der Erkrankung.

Eigentlich müsste die durch die Krise verschärfte Verwundbarkeit von Menschen in eher prekären Lebenslagen sowie die damit verbundenen Gefährdungen, Benachteiligung und Verfestigungen von Armut neben den ökonomischen Rettungsschirmen für die Ökonomie auch eine Intensivierung der Sozialpolitik nach sich ziehen, um die erkennbaren sozialen „Schieflagen“ etwas gerade zu rücken. Forderungen von Verbänden und Zivilgesellschaft gibt es genug und auch laut. Doch offenkundig ist das (noch) kein Thema der politischen Krisenbewältigung. Das hat seine Logik vor allem auch darin, dass Armut und Benachteiligung schon länger hingenommen werden und inzwischen nahezu als normal gelten (Lutz 2020d).

In der Krisenbewältigung wird der Fokus auf die „Rettung der Ökonomie“ und auf die Förderung von „systemrelevanten Bereichen“ gelegt²¹. Soziale Verwerfungen in der Sozialstruktur spielen darin keine erkennbare Rolle. Es gibt zwar Programme für Alleinerziehende, doch eine gezielte Förderung und Unterstützung von Menschen in prekären Lagen, so Wohnungslosen, Minijobber oder Multijobber, die keinen Zugang zu Kurzarbeit haben, sind nicht vorgesehen. Auch die Etablierung von Hilfen und Maßnahmen, um die sich in der Pandemie verschärfende Bildungsbenachteiligung von Kindern aus ärmeren Familien zu lindern, insbesondere im Home Schooling und dessen Folgen, sind bisher kaum erkennbar.

Damit zeigt sich noch einmal in verschärfter Form, gleichfalls unter dem Brennglas der Pandemie, dass diese Gesellschaft und ihre Politik schon länger den Schritt zur Normalisierung von Armut vollzogen hat (Lutz 2020d). Insofern ist diese auch kein Thema der Krisenbewältigung, sie gehört ganz einfach dazu, ist normal. Weder eine größere Wahrnehmung noch eine nachhaltige Bekämpfung von Armut besitzt offenkundig Systemrelevanz. Der Fokus ist die Rettung der Ökonomie, damit das Gros der Beschäftigten. Da ist ein besonderer Blick auf Prekarität und Armut eher nebensächlich und vielleicht sogar lästig, da es Wichtigeres wie die Rettung der Lufthansa gibt.

Krisen und Katastrophen wie die Pandemie wirken eben wie ein Brennglas: sie offenbaren auf eine vorher nicht so deutliche Weise bestehende soziale Ungleichheiten. Nicht nur werden soziale Probleme verschärft, sie werden erkennbarer, zugleich aber erfährt die Normalisierung von Armut einen weiteren Schub. Deren Wahrnehmung wird noch weiter in die ohnehin bereits eingeschlagene Richtung der Normalisierung verschoben. Darin werden manche Dinge eben noch irrelevanter als sie es vorher schon waren, insbesondere da sie offensichtlich zur Bewältigung der Krise einfach weniger bedeutsam sind und somit noch stärker an den Rand gedrängt werden. Dazu zählen neben Armut, Verwundbarkeit und Ausgrenzung, und dies sei nur erwähnt, auch Klimawandel und Migration.

Da insbesondere Armut schon länger normalisiert wird, die Gesellschaft hat sich mit Ungleichheit arrangiert, wird dies in der Pandemie noch einmal gesteigert. Die Pandemiestimmung ist offensichtlich in ihren Folgen armutsverschärfend und trifft vor allem verwundbarere Menschen härter. Mit diesem „Wissen“ muss erneut der Blick auf „erschöpfte Jugendliche“ gerichtet werden, auf einen Kontext, den ich bereits ausführlich erörtert habe und ihn hier nur skizziere (Lutz 2014; 2015).

Was meint Erschöpfung? Besonders verwundbare Jugendliche trauen sich auf Grund vielfach negativer Erfahrungen, auch mit der Kinder- und Jugendhilfe, dem Leben und den anderen zunehmend weniger zu. Das ist die Summe vielfältig erfahrener

²¹ Der Begriff Systemrelevanz bleibt unscharf; es ist sogar überaus fraglich, ob er die Situation der ökonomischen Betonung mancher Bereiche tatsächlich abbildet.

Ausgrenzungen, Verletzungen, Demütigungen und Enttäuschungen. Erschöpfung meint dann:

- Ich will, aber ich kann nicht mehr.
- Ich habe doch alles versucht, was man mir geraten hat.
- Ich habe Sozialarbeiter*innen vertraut, aber...
- Ich habe mich abgearbeitet und immer nur Versagungen erlebt
- Ich habe jetzt erst einmal den Mut verloren.
- Ich sehe keine Perspektive mehr für mich.
- Ich mache nur noch mein Ding, auch wenn das von der Umwelt diskriminiert wird, ein wenig Würde und Stolz will man ja doch noch haben, auch wenn diese aus der Ablehnung kommt.

Diese aus höherer Verwundbarkeit hervorgerufene Erschöpfung wird offensichtlich verstärkt durch:

- vielfach erfahrene fehlende und unzureichende Unterstützung;
- eine Überforderung, die auch aus einer gutwilligen, professionellen und doch an den Bedarfen und Lebenslagen vorbei agierende Sozialen Arbeit kommen kann;
- nicht verfügbare Ressourcen und Kompetenzen.

Letztlich ist dies als Ergebnis einer individualisierten Gesellschaft zu interpretieren, die den subjektiven Erfolg in den Fokus rückt und dabei jene ausgliedert, bei denen die erforderlichen und geplanten Verhaltensmodifikationen, um ein im Sinne gesellschaftlicher Kontexte handelndes Subjekt zu sein, nicht anschlägt. Das kann an den Menschen liegen, es wird aber vielfach auch am Konzept der Verhaltensmodifikation liegen, die gegenüber den Lebenslagen in gewisser Weise unsensibel ist, da sie das Subjekt im Fokus hat. Dies bedeutet, dass ich mich an dieser Stelle meiner „Narration“ kurz der Sozialen Arbeit zuwenden muss.

Soziale Arbeit in Zeiten der Pandemie²²

Die Praxis Sozialer Arbeit ist seit dem Beginn der Krise, wie so viele andere Bereiche unseres Lebens, massiv betroffen. Ihre Beziehungen in Beratungssituationen mussten mitunter auf Video-Beratung, auf Gespräche über das Telefon oder auf gemeinsame Spaziergänge umgestellt werden; darin war sie durchaus innovativ und erstaunlich lernfähig. Sie konnte (und kann) aber vielfältig ihre Klientel, so erschöpfte Familien in der sozialpädagogischen Familienhilfe oder Cliques auf der Straße, kaum noch erreichen. Sie muss bis heute mit ansehen, wie Wohnungslose, die keine Privatsphäre haben, kaum eine Chance zum „social distancing“ haben.

Aus diesen Erfahrungen in der Pandemie kann und muss Soziale Arbeit ihre Lehren ziehen. Eigentlich öffnen sich Chancen, um neue Auf- und Ausbrüche zu suchen und umzusetzen. Das bedarf zunächst einer Analyse ihrer „Schwachstellen“, die schon

²² In diesem Kapitel orientiere ich mich an einem Aufsatz von mir, die sich gerade im Druck befindet: Ronald Lutz (2021): Coronakrise - Unverfügbarkeit, Metamorphose und Neue Pfade, erscheint in: Johannes Kniffki / Ronald Lutz / Jan Steinhäussen (Hg.) (2021): Corona, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Neue Perspektiven und Pfade, Juventa: Weinheim

oft in den Blick genommen wurde, die sich in der Pandemie aber gleichfalls konturierter offenbaren. Einige seien kurz skizziert:

- Notwendigerweise hat sie sich mit den individualisierenden Trends dieser Gesellschaft arrangiert und sich stärker auf Fälle und Verhaltensmodifikationen fokussiert. Darin sieht sie „das Soziale“ der „Probleme“, doch wird es von ihr in ihrer Fallarbeit und ihren Beratungskontexten sowie in ihrer klinischen und administrativen Ausrichtung dennoch tendenziell vernachlässigt.
- Die Tradition der raumbezogenen Methoden ist nach wie vor existent und im Bewusstsein von Theorie und Praxis, sie erweist sich aber dennoch als abgeschwächt. Gerade hier aber wären, da man Klient*innen kaum noch wirklich direkt erreicht, ergänzende, langfristige und nachhaltige Maßnahmen im Sozialen Raum als die Unterstützung von Nachbarschaftshilfen erforderlich, die nachbarschaftliche Strukturen stärken und sich zugleich einer verbesserten Infrastruktur widmen. Diese könnten möglicherweise bessere Unterstützung organisieren. Doch trotz einer in ihrer Tradition eingelagerten Sozialraumorientierung legt sie weiterhin den Fokus auf das Individuum. Dieser tendenzielle Rückzug aus der Gemeinwesenorientierung erweist sich als „Sackgasse“.
- Das ursprünglich und essenzielle politische Mandat, das sich im Narrativ der Menschenrechtsprofession zeigt, wird immer seltener offensiv wahrgenommen und umbesetzt. Doch gerade in der Pandemie wäre dies gefragt, um auf die Situation der Klient*innen hinzuweisen, insbesondere der Verwundbareren und der Erschöpften. Eigentlich wird eine politische Einmischung der Sozialen Arbeit erwartet, die notwendige Maßnahmen für ihre Klient*innen einfordert. Die politischen Maßnahmen in der Pandemie, die vor allem darauf zielen, Wirtschaft und Konsum zu unterstützen, haben kaum einen konkreten und fördernden Bezug auf die besonderen Lebenslagen der Niedriglöhner, der Armen, der erschöpften Familien, der armen Kinder, der ausgegrenzten Jugendlichen oder der vielfach Benachteiligten.
- Auch wäre von Sozialer Arbeit zu erwarten, dass sie, unter Bezugnahme auf Kinderschutz und Kinderrechte, eine stärkere Partizipation von Kindern und Jugendlichen in der Diskussion um die Konzipierung und Umsetzung von Maßnahmen einfordert. Deren Lage sollte viel stärker öffentlich und laut thematisiert werden, um der Politik einzuschärfen, dass es u. a. auch um Kinder in armen Familien gehen muss, die bspw. keinen Zugang zum Internet haben. Zumindest wird inzwischen von Seiten des Kinderschutzes ein massiver Einbezug der Belange von Kindern und Jugendlichen angemahnt.

Die Erfahrungen mit der Pandemie können der Sozialen Arbeit einen „Möglichkeitsraum“ öffnen, der ihr einen anderen (verwandelten) Blick auf ihr Kerngeschäft zeigen kann. Darin kann Soziale Arbeit:

- sich wieder mehr mit strukturellen Ungleichheiten beschäftigen und sich klarer mit den Ursachen und Hintergründen sozialer Probleme, mit deren sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen, auseinandersetzen;
- anfangen ihre eher an instrumentellen Methoden orientierte Praxis kritisch zu reflektieren;
- neben dem starken und durch Individualisierungsprozesse ausgelösten Fokus auf Beratungsmethoden und Verhaltensmodifikation wieder vermehrt soziale Räume und Gemeinschaften in den Blick nehmen;

- bestehende Kontexte und Diskussionen einer Re-Politisierung zulassen und sogar fördern;
- vor allem aber eine grundlegende Kritik ihrer Theorie und Praxis betreiben, um somit Alternativen und neue Pfade zu finden, die weit über die Zeiten Pandemie hinausweisen.

In der „Radikalisierung der Ungleichheit“, in den angedeuteten „Schwachstellen“ und den „verwandelten Blicken“ der Sozialen Arbeit zeigt sich ein alter und oft diskutierter Fokus neu. Dieser verbindet sich mit der Frage, warum manche Menschen, insbesondere auch Jugendliche, kaum noch erreicht werden. Das führt in eine Debatte, die ich gleichfalls schon geführt habe, und die sich mit der Sozialer Arbeit immanenten Prinzipien des „Systems der Rettung und Linderung“ und des „inneren Kolonialismus“ verbinden (Lutz 2015b). Ich reflektiere diese noch immer zentralen Punkte an dieser Stelle erneut, da sie in der Pandemie zu überdenken sind: zum einen sind die Probleme klarer erkennbar, zum anderen wird der Ruf nach Alternativen lauter als zuvor.

Ich beginne mit einer kritischen Betrachtung der Praxis, die vom System der Rettung geprägt wird. Armut will man in der sogenannten Armutsprävention nicht prinzipiell und strukturell in Frage stellen und dazu beitragen sie abzuschaffen, es steht vielmehr im Fokus deren Folgen für die Subjekte abzumildern. Damit soll neben Menschen, die es schaffen aus der Armut heraus zu kommen, zumindest den Kindern Wege aus der Armut geöffnet werden. Diesen will man Chancen für einen individuellen Ausstieg aus der Armut ermöglichen.

Das Zauberwort dabei ist das individuelle und psychologische Konzept der Resilienz, die es als erwerbbarer Kompetenz ermöglicht stark zu sein, um sich gegen widrige Umstände zu wehren und eine Selbstwirksamkeit zu entfalten, die Wege aus der prekären Lage öffnen kann (Zander 2015). Das ist zwar sinnvoll, doch es vernachlässigt, indem es das Subjekt und dessen Stärke betont, dass Armut vor allem ein strukturelles Problem darstellt, dem ein Ansatz am Subjekt nur wenig entgegen setzen kann, außer Linderung und Rettung einzelner. Resilienz ist zwar Hoffnung, sie ist das Symbol von Rettung aus der Armut; doch Resilienz allein überwindet diese nicht prinzipiell. Die strukturelle Armut in der Gesellschaft wird damit nicht grundsätzliche in Frage stellt bzw. wie man diese überwinden kann. Es geht nicht mehr um die strukturelle Abschaffung von Armut, sondern um die Rettung von Subjekten.

Ich will hier die zweite kritische Betrachtung der Praxis reflektieren, die ich als einen „inneren Kolonialismus“ diskutiert habe (Lutz 2016). Was meint das? Sozialarbeiter*innen treten „wissend“ den Klient*innen gegenüber und versuchen sie mit geeigneten Methoden der Beratung und der Verhaltensmodifikation davon zu überzeugen das zu tun, was für sie vorab konzipiert nur zum Guten führen kann. Dies ist oftmals von unreflektierten Standards der Sozialarbeiter*innen als Angehörige der Mittelschicht verbunden bzw. es wird von Vorstellungen und Erwartungen einer Gesellschaft geprägt, an denen die Menschen doch gerade erst oder wieder einmal gescheitert und zerbrochen sind. Man will sie aber, mittels Beratung und Verhaltensmodifikation, wieder dorthin führen, wo sie funktionieren sollen. Man holt sie zwar dort ab, wo sie stehen, man weiß aber schon, wohin man gemeinsam gehen will.

Das ist insofern „innerer Kolonialismus“, da er im eigenen Land und in der eigenen Bevölkerung stattfindet, aber dennoch von außen, vom System und Anspruch der Sozialen Arbeit als Hilfe, somit quasi hegemonial, entfremdend und überfordernd, an

die Menschen als „besseres Wissen“ und „sinnvollere Praxis“ als Aufforderung herangetragen wird. Da hilft auch keine zunächst stattfindende Analyse der Lebenslagen, wenn nicht diese nicht als die Welt der Menschen, in der sie wirken, gesehen wird, sondern als ein Ort, der als depraviert begriffen zu überwinden ist, oder dem man zumindest entkommen sollte.

So werden Maßnahmen konzipiert, denen es um eine normative Verbesserung der Lage und des Handelns geht. Dies wird dabei wesentlich von den Helfer*innen und deren Bild von Normalität formuliert, die aber möglicherweise wenig mit den Lebenslagen der Menschen und deren Vorstellungen von Leben, Würde und Stolz zu tun haben. Dies ist zwar nachvollziehbar. Es ist mitunter aber von einem Wissen über die Lebenslagen, die Probleme und die Einstellungen der Klient*innen geprägt, das nur ein „Vorwissen“ darstellt, der Realität nicht immer entspricht und das eigentlich zunächst einer kritischen Reflexion, zusammen mit den Klient*innen, unterzogen werden müsste.

Um diese Systeme der Rettung und des inneren Kolonialismus zu thematisieren soll ein kurzer Blick auf obdachlose, erschöpfte Jugendliche geworfen werden. Die Jugendhilfestrukturen sind durch sie mit Jugendlichen konfrontiert, die besondere Herausforderungen darstellen. Das wird sich in der Pandemie verschärfen, insofern ist diese Diskussion brisant und aktuell.

Es ist kein Geheimnis und nichts Neues: Die Jugendhilfe erreicht einige Jugendliche schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Das könnte auch daran liegen, dass manche Jugendliche kein Vertrauen und keinen Bezug mehr zur „Sozialen Arbeit“ haben und sich schlicht verweigern. Die Ursachen hierfür können vielfältig sein, sie liegen aber, so meine Einschätzung, auch im inneren Kolonialismus und dem System der Rettung. Zu fragen ist doch: Stellen die von außen heran getragenen Maßnahmen möglicherweise überfordernde, lebensfremde und nicht nachvollziehbare Maßnahmen dar, die aus Sicht der Jugendlichen nichts bringen, da man sie schon öfter damit konfrontierte und ihre Erfahrungen damit zumeist negativ waren? Ist ihre „Verweigerung“ somit ein Schutz vor einer als unangemessen und nervend empfundenen Aufforderung fürsorglicher Belagerung?

Zu reflektieren ist, ohne Antworten zu haben, doch Fragen ist in der Pandemie die beste Medizin um den Möglichkeitsraum zu erweitern, ob es aus Sicht Sozialer Arbeit sinnvoll und zielführend ist, immer wieder Maßnahmen anzubieten, an denen die Jugendlichen, mitunter schon mehrfach, gescheitert sind. Das ehrliche Bemühen der Hilfen ist da, das muss betont werden, aber verstehen die Helfer*innen auch, worum es tatsächlich geht? Gehen sie in ihren Interpretationen der Lebenswelten von Jugendlichen nicht evtl. von Vorstellungen aus, die deren Lebensrealität eher weniger entsprechen? Werden diese Menschen mit guten Absichten aber unrealen Anforderungen überfordert? Sind diese Anforderungen und Erwartungen nicht vom Leben der Erwachsenen und deren Einbindung in Werte, Muster, Alltag und Normalität der Mittelschichten geprägt? Liegen darin nicht auch Vorstellungen eines guten Lebens, das Sozialarbeiter*innen in ihrer Rolle als Helfer*innen unreflektiert beeinflusst? Wie sehr verstehen sie überhaupt das Leben und Leiden der „Anderen“, das sich in der Pandemie noch einmal verschärft und auch verändert?

Von diesen Fragen ausgehend ist es doch entscheidend zu überlegen, ob die Zielvorgaben der Sozialen Arbeit nicht zu stark im Kontext jenes Systems liegen, das ausgliedert und stigmatisiert. Das führt zu weiteren Reflektionen, die aber gerade in der Pandemie bedeutsam werden: Gehen Maßnahmen an Erfahrungen und dem Wissen der Jugendlichen vorbei und erreichen sie nicht? Gibt es ein

Wahrnehmungs- und Interpretationsproblem, das in der Pandemie stärker hervortritt? Mit welchem Bild und welchen Zielvorstellungen begegnet das Hilfesystem erschöpften Jugendlichen? Und wie wird sich die Erschöpfung durch die Pandemie verändern? Hat Soziale Arbeit ein Konzept für die aktuellen und kommenden Entwicklungen? Zu fragen ist deshalb: Wer also scheitert, die Jugendlichen oder die Soziale Arbeit?

Diese Widersprüche werden sich, wie betont, in der Pandemie und deren Folgen noch verschärfen. Wenn sich in der Pandemie aber auch ein Möglichkeitsraum für die Soziale Arbeit öffnet, muss dieses System von Rettung und innerem Kolonialismus grundlegend thematisiert werden. Das bedeutet nicht nur, einen ethnologischen Blick auf Diversität zu entwickeln; es meint auch die zentrale Frage zu stellen: was ist Ziel und Mandat Sozialer Arbeit? Antworten könnten sein:

- Mit den Menschen Vorstellungen eine Guten Lebens entwickeln;
- die Schärfung des Fokus auf die Selbstermächtigung der Subjekte voran zu treiben;
- bestehende Gemeinschaften zu fördern;
- die sozialen Bewegungen als Partner zu sehen;
- die Vielfalt von Normalitäten als Aspekt der Diversität zu akzeptieren.

Es muss aber noch eine weitere provokante Frage gestellt werden, die eventuell die Ziele und den Möglichkeitsraum der Sozialen Arbeit erweitert: Muss es immer darum gehen in „das System“ zu integrieren, aus dem die Jugendlichen „verbannt“ wurden? Oder kann / sollte es nicht auch darum gehen mit den Jugendlichen andere Wege zu finden, die neben dem „System“ liegen aber dennoch Würde und Stolz vermitteln können? Vielleicht sollte nicht alternativlos an der Integration als einem „fernen Bild“ festgehalten werden, an das Jugendliche nach vielen negativen Erfahrungen nicht mehr glauben. Sollte man nicht stattdessen mit den Prinzipien/Methoden von Partizipation, Dialog, Resonanz, Verstehen, Solidarität, Partnerschaft und Mitgefühl mit den Menschen zusammen nach anderen Wegen suchen und sie dabei unterstützen diese zu ermöglichen? Dazu gehört dann die im Dialog mögliche Identifizierung und „Befreiung“ von Erwartungen, die unerfüllbar scheinen.

Das heißt, es ist eine Entwicklung von Alternativen erforderlich, die aus dem „Wissen und den Erfahrungen der Jugendlichen“ heraus entfaltet werden. Dafür muss Soziale Arbeit über das System, in das sie eingebunden ist, hinaus denken. Sie kann und darf nicht mehr nur auf eine Soziale Arbeit setzen, die aus Sicht der Jugendlichen „versagt“ hat. Das nun könnte heißen, sich erneut mit einer verstehenden Pädagogik zu beschäftigen, die auf Dialogen und Resonanz basiert und sich essenziell mit dem Ziel „Befreiung“ arrangiert. Befreiung meint dabei ein Bewusstwerden der eigenen Lage, die es gemeinsam zu decodieren gilt, um Optionen für weitere Wege zu finden, die nicht vorgegeben sind. Damit einher geht dann auch eine Befreiung von einer fürsorglichen Belagerung durch Soziale Arbeit, die zu einer verstehenden Pädagogik werden könnte.

Um diese Öffnung des Möglichkeitsraumes noch einmal zu illustrieren: Ich halte es schlichtweg für richtig, Menschen, die Unterstützung brauchen, selbst über ihr Leben bestimmen zu lassen. Auch wenn die Vorstellungen andere sind als die der Helfer*innen. Sie tun es sowieso, und sei es eben durch die uns allen bekannten Formen des Widerstands gegen sozialarbeiterisches Handeln. Dazu muss man aber aufhören, sie zu bewerten, zu wissen, was gut für sie ist, sie zu diagnostizieren und in Schubladen zu stecken

Ein Ende der fürsorglichen Belagerung fordert eine dialogische Anerkennung und ein Verstehen, damit alle Beteiligten ihre Identität und Integrität als durchgängigen Entwurf stabil halten können. Das kann AUCH als „Befreiung“ von affirmativer und instrumenteller Sozialer Arbeit interpretiert werden und bedeutet u.a. Paulo Freire neu zu lesen. Das soll nun geschehen.

Warum Freire

Ein Wiederlesen von Paulo Freire kann in der aktuellen Situation für die Profession von großer Bedeutung sein, da von ihm und seinen Theorien und Methoden noch immer oder wieder „gelernt“ werden kann (Lutz 2020b).

- Zum einen verstand Freire Erziehung im weitesten Sinne als politisch; mit einer neuerlichen Rezeption seines Denkens kann Soziale Arbeit somit einen politischen Schub erfahren.
- Zum anderen standen er, und die Befreiungspädagogik, in deren Zusammenhängen er agierte, an der Seite der Marginalisierten und Ausgebeuteten (Knauth & Schröder 1998; Gutierrez & Müller 2004; Funke 2010).
- Es entstand eine „befreiende und dialogische Praxis“, die in ausbeuterischen Herrschaftsstrukturen Benachteiligten eine Stimme geben wollte, um wieder Subjekt für sich zu werden und zu sein.
- Dazu mussten die Menschen zunächst sich selbst und ihre Legen verstehen lernen, sie sozusagen decodieren.

Paulo Freires Theorie und Praxis kann heute Grundlagen einer verstehenden und befreienden Sozialen Arbeit skizzieren, die Praxis als Dialog begreift, als Resonanz (Rosa 2016), und zugleich kritisch agiert, indem Utopien eines guten Lebens entworfen werden (Lutz 2020b). Seine Konzeption verweigert sich der instrumentellen Vernunft, die sich derzeit in der Sozialen Arbeit und ihrem Fokus auf beratende Methode sowie Verhaltensmodifikation durchzusetzen scheint. Stattdessen entsteht die Skizze einer dialogischen, partizipativen und aufdeckenden Methode, die sich immer als politische Praxis entwirft.

Menschen sollen nicht, im Sinne einer instrumentellen Vernunft, für unverrückbare Verhältnisse wieder fit gemacht werden; es geht primär um die Befähigung von Menschen selbst zu handeln um ihre eigene Welt, in ihrem Verständnis, besser als zuvor zu gestalten. Damit befindet sie sich im Kontext einer kritischen Theorie, selbst zu werden und selbst zu sein, indem sie die Verhältnisse ihres Lebens thematisieren und wieder Einfluss darauf gewinnen (Lutz 2018).

Diese Praxis geht im Sinne von Wurzel „*radikal*“ von den Menschen und deren Erfahrungen in ihren eigenen Welten aus, da sie prinzipiell und in allen Situationen als handelnde und zur Handlung befähigte Wesen verstanden werden, eben Subjekte sind und bleiben (Lutz 2020b). Die etablierte „Kultur des Schweigens“ in unseren Gesellschaften, die in der Pandemie eine essenzielle Bedeutung zu erlangen scheint, könnte durchbrochen werden, indem sich an die Ränder gedrängte Menschen wieder in die zukünftige Gestaltung des Sozialen einbringen und ihre eigene Welt bewusster als zuvor leben. Eine dermaßen „befreiende Praxis“ bedarf sicherlich großer Anstrengungen seitens der Akteure, die sich von bisherigen Routinen verabschieden müssen. Hierfür kann die Rezeption der Theorie und Praxis von Freire Impulse geben, da sie eben von den Menschen ausgeht.

Von den Menschen in ihren Welten auszugehen heißt diese in den Fokus zu rücken (Lutz 2011). Dem liegt ein Bild zugrunde: Menschen sind nie Opfer, sondern Gestalter ihres Lebens, sie haben keine Defizite, die immer Interpretationen aus einer kolonialistischen Sichtweise sind, sondern Ressourcen. Situationen und Bilder sind deshalb *mit* den Menschen aufzudecken, um *gemeinsam* nach Lösungen zu suchen. Als Subjekte sind sie die *PROTAGONISTEN* und *Experten* ihres eigenen Lebens. Sonst niemand. Nur sie können Auskunft über ihre Realität geben. Nur sie können diese auch verändern.

Dies fordert von der Praxis dialogische Prozesse und dialogische Methoden. Sozialarbeiterische Praxis muss wieder zuhören, Lebensweisen verstehen, das Fragen neu lernen, anerkennen und eben dialogisch und resonant sein. Hiermit wird absichtlich eine theoretische und praktische Nähe zu den Überlegungen zu Resonanz angestellt (Rosa 2016). Rosa spricht davon, dass man „berührt“ sein muss, Rückmeldungen erfährt die Wesen als seiende Person bestätigen und nicht demütigen, abwerten oder sich an Defiziten festmachen. Die sich Begegnenden geben Rückmeldungen, um selbst Rückmeldungen zu erhalten. In diesem Zirkel entsteht und wächst Identität. Letztlich wird aus diesen sozialen Prozessen erst individuelle Resilienz. Diese Resonanz ist aber nur auf einer gemeinsamen sozialen Bass möglich, die kein hierarchisches Gefälle in sich trägt. Wenn ein solches auf Grund von Umständen der Begegnungen dennoch existiert, dann ist es zu thematisieren und offen zu legen.

Im Blickpunkt einer dialogischen Begegnung und Analyse steht zunächst die Frage, wie Menschen ihr Leben erleben, wie sie es interpretieren, welche Chancen sie für sich sehen, was sie erwarten, was sie dabei benötigen um Subjekte zu werden und zu sein. Aus der Dialektik „Zuhören und Fragen“ kann eine gemeinsame Praxis werden. Dazu muss der pädagogische Akteur aber aufhören, zu bewerten, zu wissen, was gut für die Menschen ist, sie zu diagnostizieren und in Schubladen zu stecken. Eine Beendigung des kolonialistischen Blicks und der fürsorglichen Belagerung fordert eine dialogische und resonante Anerkennung der Anderen. Hierzu hat Paulo Freire in seinen Arbeiten sowohl theoretisch als auch praktisch einiges beizutragen, dies gilt es zu rekonstruieren und zu verdichten (Freire 1973; 1974; 1987; 1992; 2008).

Theoretische Impulse: Von den Menschen ausgehen

Im Kern zeigt sich eine humanistische, bewusstseinsbildende und dialogische Praxis, die Menschen als Subjekte ernst nimmt und sie befähigen will, selbst zu werden, um selbst zu sein. Von den Menschen auszugehen bedeutet ihre Interpretationen, ihre Perspektive, ihre Sicht der Dinge und ihre Handlungsmuster als authentisch zu sehen. Es meint aber auch, dass Menschen keine Defizite haben, sie werden vielmehr an der Entfaltung ihrer Fähigkeiten behindert. Zu diesen mitunter ausgeblendeten Fähigkeiten der Menschen gehören die prinzipielle Entwicklungsoffenheit menschlichen Denkens und Handelns sowie die Veränderbarkeit der Welt und des Menschen durch die Praxis der Menschen. Um das zu verstehen muss ein „Bild des Menschen“ konzipiert werden, das sich auch aus einer kritischen Theorie ergibt.

- Das Gesicht dieser Welt trägt die Züge der Menschen; ihre Kultur ist nur von ihnen gemacht und somit wandelbar. Das verdichtet sich in der These des kulturschaffenden Wesens: "Kultur stellt [...] das nur menschliche Mittel der Umweltbewältigung dar. Kultur, wie auch immer wir sie definieren, ist vom

Menschen Geschaffenes, ist Produktion, schöpferisches Tun, durch das der Mensch sich aus seiner Abhängigkeit von der äußeren und inneren Natur zu befreien vermag" (Greverus 1978, S. 59f.).

- Dies bedarf der grundsätzlichen Anerkennung der Anderen, damit alle Beteiligten ihre Identität und Integrität als durchgängigen Entwurf stabil halten können. Axel Honneth hat in seiner Theorie der Anerkennung deren Sphären prinzipiell herausgearbeitet: Es sind die emotionale Achtung, die rechtliche Anerkennung und die wechselseitige Anerkennung zwischen soziokulturell unterschiedlich sozialisierten Personen (Honneth 1992). Daraus lässt sich ein essenzieller Auftrag gewinnen, der zwingend auf einer Praxis der Aushandlung aufbauen muss (Lutz 2017).

Paulo Freire hat in seiner Arbeit ähnliche theoretische Inhalte formuliert und schließlich auch praktiziert. Er verstand die Menschen als Wesen in Situationen, in Lebenslagen, in Beziehungen; nie hat er diese isoliert betrachtet, sondern immer als „Menschen mit Anderen“, als „Menschen in Welten“. Er fokussierte sich auf Menschen als handelnde und zur Handlung befähigte Wesen und war davon überzeugt, dass es deren Bestimmung sei, in der Auseinandersetzung mit Welt die eigene Menschwerdung zu erreichen.

In seinem Zugang war die Bewusstwerdung des Eingebunden-Seins in ein System der Benachteiligung und Diskriminierung ein wichtiger Aspekt. In Übereinstimmung mit dem Wissen der Befreiungspädagogik und den Erfahrungen aus anticolonialen Kämpfen formulierte er: In benachteiligenden und diskriminierenden Situationen übernehmen Benachteiligte und Diskriminierte oftmals eine fatale Selbstdefinition jener die gesellschaftlichen Beziehungen determinierenden Verhältnisse; sie handeln nach diesen Bildern und schreiben somit ihre Benachteiligung erst richtig fest. Dies kann sich in Empörung, Wut, Gewalt und Fundamentalismus ausdrücken.

Benachteiligung und Diskriminierung hat Freire somit als Zustände begriffen, die sich selbst manifestieren, da Menschen daran zu glauben beginnen, minderwertig, fremd, anders und unfähig zu sein. Diese Situation wollte er mit den Menschen aufdecken, sie bewusst werden lassen, um gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

Neben seiner Achtung gegenüber den Fähigkeiten der Menschen, die er mit Demut, Toleranz, Glaube und Liebe umschrieb, ruhte Freires Arbeit auf dem *Wort* und dem *Dialog*, der Menschen in *Aushandlungen* einbindet. Für ihn gab es kein wirkliches Wort, das nicht zugleich Praxis ist. Er war von der prinzipiellen Dialogfähigkeit des Menschen überzeugt, die zu einem gegenseitigen und resonanten Verstehen als Voraussetzung des gemeinsamen Handelns führt. Dialog war für ihn immer eine „Begegnung zwischen Menschen“, die gemeinsam die Welt benennen“, deshalb „darf er keine Situation bilden, in der einige Menschen auf Kosten anderer die Welt benennen. [...] Er darf nicht als handliches Instrument zur Beherrschung von Menschen durch andere dienen. Die Herrschaft, die der Dialog impliziert, ist die Beherrschung der Welt durch die im Dialog Befindlichen" (Freire 1973, 72).

Die Vielfalt der Lebenswelten lebt aus sich heraus und gewinnt somit gewichtige Bedeutung. Mitunter gerinnen aber in der täglichen Praxis die Normen und Lebenswelten der Sozialarbeitenden zur Normalität, an der die Anderen dann kolonialistisch bewertet werden und sich in ihrem Handeln daran ausrichten sollen. Diese Konfliktlinie gilt es verstehend zu thematisieren. Soziale Arbeit ist damit radikal gefordert; ihre Ziele werden flüssiger und abhängiger von der Unterschiedlichkeit und der Vielfalt der Lebenswelten. Angesichts dieser Konfliktlinie ist in der Praxis eine

gemeinsame Definition der Welt im Dialog erforderlich, der sich als resonante Beziehung darstellt.

Praktische Impulse: Dialogischer Prozess

Um diese Herausforderung zu bewältigen, muss im Zentrum einer verstehenden und dialogischen Praxis die Ermächtigung der Subjekte in ihrer sozialen Welt für die verändernde Praxis in dieser Welt stehen. Diese sind für Freire die eigentlichen Protagonisten. Das fordert dialogische und resonante Methoden: Sozialarbeiter müssen wieder zuhören und dabei vor allem und zunächst Lebensweisen verstehen, um daraus zusammen mit den Menschen eine gemeinsame Basis zu finden.

Die tatsächliche *Praxis des Verstehens* ruht dabei auf einem *dialogischen Prozess*, den Freire als *problemformulierende Methode* konzipierte. Darin muss der pädagogische Begleiter ein offener Dialogpartner sein, sein einziges methodisches Instrumentarium ist Dialogfähigkeit: "In einer humanisierenden Pädagogik", so Freire, "ist die Methode nicht länger ein Instrument, mit dessen Hilfe manipuliert wird. Ihr einzig wirksames Instrument ist der dauernde Dialog" (Freire 1973, 54). Darin nehmen Sozialarbeiter*innen die Rollen von Diskurspartnern, Maklern, Mittlern und Anwälten, Erleichterern, Einrichtern, Anstoßern ein.

Diese Begriffe entstammen der Sozialen Arbeit mit Kindern auf der Straße (Liebel 2017):

- Erleichterer sind dabei Menschen, die mit den Kindern zusammen nach Wegen suchen, die Situation auf der Straße zu entspannen.
- Einrichter sind jene, die Kinder dabei unterstützen sich in ihrem Leben besser als zuvor zurecht zu finden.
- Anstoßer ermutigen Kinder, dies oder das zu tun, was sie gerne tun möchten.

Das methodische Arbeiten als *problemformulierende Methode* setzte für Freire Offenheit voraus: Offenheit der Einrichtung, Offenheit hinsichtlich der Problematik der Betroffenen und Offenheit hinsichtlich der Vielfalt möglicher Lösungswege und Optionen. Um diese Offenheit in ihren Implikationen zu verstehen, muss man an die Praxis von Freire erinnern. In seiner praktischen Arbeit hat er nie Menschen in die Institutionen geholt, die Wege und Methoden bereits in ihrer Struktur vorgegeben haben. Er ist zu ihnen gegangen, in ihre Welt, auf die Plätze und Straßen; er hat versucht, mit ihnen in ihren Lebenswelten zu arbeiten. Dafür war er zunächst ihr *Schüler*, um ihre Welt zu verstehen. Und er war ihr *Lehrer*, um ihnen bei der Bewältigung ihrer Situationen nachgefragte Hilfen zu leisten, ihnen Wege zur Erweiterung ihrer Horizonte und Optionen zu öffnen. Gemeinsam haben sie an der gemeinsamen Situation, die sie aus unterschiedlichen Gründen zusammenführte, gearbeitet.

Die gemeinsame pädagogische Arbeit wird von dem darin eingelagerten *Schüler-Lehrer-Lehrer-Schüler-Verhältnis* geprägt, vom resonanten Dialog, in den alle Beteiligten eingebunden sind. Da Menschen immer die eigentlichen Experten ihres eigenen Lebens sind, kann es nur um sie und um niemanden anderen gehen. Ziel des Dialogs darf es deshalb nicht sein, dass Sozialarbeitende den Betroffenen die Welt erklären und sie für diese Interpretation gewinnen wollen. Es geht nicht um eine *Bankiers-Methode*, die als ein anderer Begriff für Wissenserwerb, der Einlagerung

von Wissen in die „Klienten“ (Schüler), verstanden werden kann²³. Praxis muss eine *problemformulierende Methode* sein, die Menschen befähigt ihre Lage zu verstehen, und sie dadurch ermächtigt, wieder Wesen für sich zu werden und Fragen zu stellen, Wissen zur Bewältigung und zur Gestaltung des eigenen Lebens zu erwerben.

Methodische Prinzipien

Eine verstehende Praxis macht es erforderlich, mit den Menschen zunächst ihre Situation zu decodieren. Das ist eine Aufdeckungsarbeit alltäglicher Verwerfungen und Verstrickungen, damit Menschen sich nicht mehr als defizitär entwerfen, sondern sich als Wesen der Praxis sehen, die Vorstellungen und Hoffnungen für ihr Leben haben, diese entwickeln und auch umsetzen können. Dieser an Lebenswelten orientierte Ansatz, der sich in der deutschen Sozialarbeit auch in Ansätzen der Lebensweltorientierung zeigt (Thiersch 2014), reflektiert die Situationen des Lebens in den Interpretationen der Menschen. Es sind vor allem folgende essenzielle methodische Prinzipien, die Freire für die Praxis skizziert hat:

- Im »*thematischen Universum*« Menschen wird nach »generativen Themen« gesucht, nach Erfahrungen, womit diese Tag für Tag zu tun haben, Erlebnisse, die sie bewegen, Probleme, die sie wissbegierig Fragen stellen lassen, die sie verstehen und begreifen wollen.
- Gefragt wird nach den Bedeutungen dieser Themen für das je eigene Leben, den je eigenen Alltag.
- In diesen Themen werden »*Schlüsselsituationen*« ausfindig gemacht, Begriffe und Bilder, in denen Bedeutungen der Situationen codiert sind.
- Die integrierten Bedeutungen und Hintergründe werden aufgedeckt und so einem Verständnis und einer gemeinsamen Verständigung zugeführt.
- Damit eröffnen sich neue Themen und Situationen.
- Es verdichten sich Strukturen dahinter, die in ihren Wirkungen reflektiert werden können.

Eine verstehende Praxis ist immer auch eine „*befreiende Praxis*“, da sie sich an den Menschen und deren gesellschaftlichen Verhältnissen orientieren muss: sozial, kulturell, politisch, ökonomisch und rechtlich (Lutz 2006; Lutz 2011). Diese Soziale Arbeit beginnt bei den Menschen und wird eine „*Pädagogik für das Leben*“. Die eigentliche Absicht ist es, mit Menschen in einen Entwicklungsprozess zu treten, um diese für Gestaltungsprozesse ihres eigenen Daseins zu befähigen, mit ihnen Chancen zu öffnen. Darin werden soziale Probleme, die immer nur negative Zuschreibungen produzieren, zu positiven und auch politischen Herausforderungen, um sie in Gestaltungs- und Entwicklungsoptionen zu übersetzen, die es zu bewältigen gilt.

Dieses Konzept richtet das Augenmerk auf die Handlungsmöglichkeiten der Menschen und damit auf deren stetig auszuweitende Handlungsfreiheiten und Bewältigungsstrategien. Eine Pluralität von Entfaltungschancen wird gewahrt, die Mitbestimmungs- und Gestaltungsmöglichkeiten werden erweitert und Biografien bleiben offen und im Fluss. Mitbestimmung und Gestaltung der sozialen Welt macht aus Menschen starke und fähige Menschen, die sich ihre Welt anzueignen vermögen. Sie werden resilient durch dialogische Resonanz. Sie können dadurch zu selbstbewussten und selbstverantwortlichen Akteuren werden, sie entwickeln

²³ Eigentlich kann die Bankiers-Methode als eine Form der instrumentellen Vernunft interpretiert werden, die sich vielfach in Beratungskontexte der Sozialen Arbeit artikuliert.

Kompetenz und Handlungsfähigkeit und sind nicht mehr Objekte der Praxis, keine Klient*innen in den Beratungsprozessen; sie sind vielmehr Subjekte in ihren je eigenen Verhältnissen, die sie thematisieren und dabei neu gestalten.

Zur Ausstimmung

Soziale Arbeit kann und muss aus dieser Pandemie ihre Lehren ziehen, es steht die Chance und die Notwendigkeit einer Verwandlung an, um neue Auf- und Ausbrüche zu suchen und umzusetzen. Dabei ist diese „Forderung“ nicht neu, sie wurde schon öfter angesichts der Ökonomisierung, der Fallzentrierung, der evidenzbasierten Praxis und des unverkennbaren Fokus auf Methoden der Verhaltensmodifikation erhoben. Doch gerade angesichts der von der Pandemie ausgelösten Krise sollte an diesen Kritikpunkten, die sich wie in einem Brennglas als „Schwachstellen“ der Sozialen Arbeit zeigen, gearbeitet werden.

Neue Pfade scheinen erforderlich, die an den bisher vernachlässigten Traditionen ansetzen und diese sowohl neu aufgreifen als auch zugleich verwandeln.

- Da ist zum einen die immer wieder eingeforderte und eindeutige Re-Politisierung zu erwähnen;
- zum zweiten ist eine wieder stärkere Orientierung am Sozialen Raum und eine Re-Konzeptualisierung von Gemeinwesenarbeit erforderlich, zu der auch Straßensozialarbeit gehört;
- drittens ist eine Einbeziehung der sogenannten Klient*innen anzustreben, also die Partizipation der „Betroffenen“, die als Subjekte und Protagonisten zu verstehen sind.

Hierzu kann insbesondere eine verstehende und befreiende Pädagogik Ansätze liefern, die von den Überlegungen der Befreiungspädagogik und einem ihrer Vertreter, Paulo Freire, ausgehen kann.

Literatur

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Beck: München

Beck, Ulrich (2004): Weltrisikogesellschaft, Suhrkamp: Frankfurt am Main

Beck, Ulrich (2017): Die Metamorphose der Welt, Suhrkamp: Berlin

Bundeszentrale für politische Bildung; Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.) (2021): Datenreport 2021, Berlin

Butterwegge, Christoph 2019: Die zerrissene Republik, Weinheim

Dragano, Nica/Rupprecht, Christoph./Dortmann, Olga/Scheider, Maria/Wahrendorf, Morten(2020a): Higher risk of COVID-19 hospitalization for unemployed: an analysis of 1,298,416 health insured individuals in Germany. Higher risk of COVID-19 hospitalization for unemployed: an analysis of 1,298,416 health insured individuals in Germany. COVID-19 SARS-CoV-2 preprints from medRxiv and bioRxiv; doi: <https://doi.org/10.1101/2020.06.17.20133918>

Dragano, Nico/Conte, Arno/Pförtner, Timo-Kolja/Backhaus, Insa (2020b): Gesundheitliche Folgen von Wirtschaftskrisen: epidemiologische Studien zur Weltfinanzkrise 2007/2008, Bremen: Kompetenznetz Public Health COVID19.), auch:

[https://www.public-health-covid19.de/images/2020/Ergebnisse/Hintergrund Gesundheitliche Folgen von Wirtschaftskrisen KNPH_01_01072020.pdf](https://www.public-health-covid19.de/images/2020/Ergebnisse/Hintergrund_Gesundheitliche_Folgen_von_Wirtschaftskrisen_KNPH_01_01072020.pdf); Zugriff am 16.9.2020

Freire, Paulo (1973): Pädagogik der Unterdrückten, Fischer, Reinbek.

Freire, Paulo (1974): Erziehung als Praxis der Freiheit. Stuttgart-Berlin

Freire, Paulo (1987): Pedagogia, dialogo y conflict, Buenos Aires.

Freire, Paulo (1992): Pedagogia de esperanza, Rio de Janeiro.

Freire, Paulo (2008): Pädagogik der Autonomie: Notwendiges Wissen für die Bildungspraxis, Münster; New York, NY; München; Berlin

Funke, Kira (2010): Paulo Freire. Werk, Wirkung und Aktualität, Münster

Greverus, Ina-Maria (1978): Kultur und Alltagsleben, München.

Gutierrez, Gustavo/Müller, Gerhard Ludwig (2004): Auf der Seite der Armen. Theologie der Befreiung, Augsburg

Hammer, Veronika/Lutz, Ronald (Hrsg.) (2015): Neue Wege aus der Kinder- und Jugendarmut, Weinheim

Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung, Frankfurt am Main.

Knauth, Torsten & Schröder, Joachim (Hrsg.) (1998): Über Befreiung, Münster

Kortmann, Bernd / Schulze, Günther G. (Hg.) (2020); Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie – Perspektiven aus der Wissenschaft, transcript: Bielefeld

Krohn, Philipp (2020): Retraditionalisierung? Care-Arbeit und Geschlechterverhältnisse in der Corona-Krise – Essay, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 45/2020, Siehe: <https://www.bpb.de/apuz/care-arbeit-2020/317845/retraditionalisierung-care-arbeit-und-geschlechterverhaeltnisse-in-der-corona-krise>; Zugriff am 11.3.2021

Lutz, Ronald (2006): Befreiende Praxis, in: Soziale Arbeit, 3.2006, S. 82-9

Lutz, Ronald (2011): Das Mandat der Sozialen Arbeit. Wiesbaden.

Lutz, Ronald (2014): Soziale Erschöpfung, Weinheim 2014

Lutz, Ronald (Lutz 2015a): Erschöpfte Jugendliche. Auf dem Weg in die nächste Generation armer Menschen; in: Jörg Fischer/Ronald Lutz(Hrsg.): Jugend im Blick, Weinheim 2015, 181-198

Lutz, Ronald (2015b): Kinder- und Jugendarmut: Gesellschaftliche Wahrnehmungen und politische Herausforderungen, in: Veronika Hammer/Ronald Lutz (Hrsg.): Neue Wege aus der Kinder- und Jugendarmut, Weinheim 2015, 12-56

Lutz, Ronald (2016): Verstehende Pädagogik: Dialogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, in: Förster, Charis/Hammes-Di Bernardo, Eva/Rißmann, Michaela/Tänzer, Sandra (Hrsg.): Pädagogische Lebenswelten älterer Kinder, Freiburg, S. 89-97

Lutz, Ronald (2017): Politik des Lebens. Partizipation als Praxis, in: Schäuble, Barbara/Wagner, Leonie (Hrsg.): Partizipative Hilfeplanung, Weinheim, S. 200-217

Lutz, Ronald (2018): Tanzende Verhältnisse, in: Ronald Lutz/Sarah Preuschoff (Hg.): Tanzende Verhältnisse. Zur Soziologie politischer Krisen, Weinheim, S. 9-49

Lutz, Ronald (Lutz 2020a): Erschöpfte Familien und die Folgen für Kinder, in: Rahn, Peter / Chasse, Karl-August (Hg.): Handbuch Kinderarmut, Opladen & Toronto, S. 208-216

Lutz, Ronald (Lutz 2020b): Von den Menschen ausgehen. Skizzen einer befreienden und dialogischen Sozialen Arbeit, in widersprüche 2020 / 155, S.63-74

Lutz, Ronald (2020c): Freire-Pädagogik [online]. socialnet Lexikon. Bonn: socialnet, 07.07.2020. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/lexikon/Freire-Paedagogik>

Lutz, Ronald (2020d): Armut – Normalisierung und Moralisierung, in: neue praxis, 1/2020, S. 13-29

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin

Thiersch, Hans (2014): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim

Volkmer, Michael/Werner, Katrin (Hg.) (2020): Die Coronagesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft, transcript: Bielefeld

Zander, Margherita (2015): Laut gegen Armut – leise für Resilienz: Was gegen Kinderarmut hilft, Weinheim